

Von Franz Dittmar.

Schmetternde Blechmusik, Böller- schüsse, ein Zug von festlich gekleideten Bauern und Bäuerinnen, voran das geschmückte Brautpaar, neugierige Zuschauer auf den Wegen und an den Fenstern; alles das gab dem vorläufigen Pfardorf Weidenbach heute ein ganz verändertes Aussehen. Bevor die Festgäste in die Kirche eintrafen, galt es noch ein Hinderniß zu überwinden: zwei „wilde“ Jünglinge des Armenamtes hatten quer über den Weg einen Strich gezogen, den sie, zu beiden Seiten stehend, straff gespannt hielten. Michel Krug, der Brautgamb, langte in die Tische, zog zwei Zwanzigjünglinge heraus, die er dem Armenamtes und dessen Gehülfin, im Volksmunde Schwarzamstel genannt, in die Hand drückte, um sich dadurch zu lösen. Nun ging's in die Kirche. Die Orgel ertönte; der Herr Pfarrer hielt eine eindringliche Rede an das Brautpaar, wobei die Braut in beständlicher Weise ihr Tischtuch mit Thränen regte, und der Bräutigam in Gesicht machte, als thue es ihm in der letzten Minute des Unwohlseins. Erst recht ließ, daß er sich die Baiteln, um hatte tuppeln lassen. Er stieß dabei das entscheidende „Ja“ mit einer Wucht heraus, als wollte er den Nachruf der inneren Stimme überhören; ehe er sich noch besinnen konnte, blies, trachte und lärmte es schon wieder; er besand sich bereits auf dem Wege zum Wirthshaus. Vor diesem hatte sich die Jugend des Dorfes aufgestellt und hartte des großen Augenblicks, wo das „Auswerfen“ begann. Michel durfte sich dabei nicht lumpen lassen; seine Trine sollte ja fünfzehnhundert Karolin\* baar als Aussteuer erhalten. So war es von den beiderseitigen Verwandten ausgemacht worden, und unter der Bedingung, daß die Mitgift sofort am Hochzeitstage ausbezahlt würde, hatte sich der glückliche Bräutigam in den Stand der heiligen Ehe hineingeschieben lassen. Der alte Bafel, ein Holzhändler, der eigentlich Sebastian Kandler hieß, lächelte verstimmt, als der Schwieger- sohn wiederholt in die Tische langte, um eine Handvoll Kupfer- und Nickel- münzen unter die barfüßigen Jung- zu werfen. Michel hatte nämlich eine große Unvorsichtigkeit begangen, weil er die Mitgift nicht schon vor der Trauung verlangt hatte. Der zärtliche Schwiegervater hielt es unter so bewandten Umständen für selbstverständlich, daß er an der Mitgift ein Beträchtliches herunterhandelte; er selbst war der Gefahr entronnen, daß der Tochtermann — wie es anderwärts schon vorgekommen — aus dem Brautvater im Drang der Verhältnisse noch ein Paar Ochsen oder zum mindesten eine fette Kuh herauspreste.

Das Gesicht der Kinder wehte ihn aus diesen Erwägungen. Man sah im ersten Augenblick fast nichts als Beine aufeinanderstehender Barfüßler; aus dem Durcheinander löste sich bisweilen ein Arm los, der eine Münze in die Höhe hielt; eine alte Mütze, ein Büschel Haare, ein hügeliger überhängender Faden wurden sichtbar; dann lösten sich einzelne Gruppen von den Raufenden ab, bis ein neuer Regen von Kupfermünzen, der sich in eine Wasserlache ergoß, die tapferen Kämpfer in der Pflüge wieder vereinigte. Dazwischen gellte es wieder: schnedberend, und in den Bah der Böller mischte sich schüchtern die Fißtel einer Schlüsselbüchse und das dumpe Bumm einer alten Keiter- pistole. Alle aber, Gerechte und Unger- rechte, beschien die Sonne freundlich lächelnd, und der Himmel strahlte, als ob mindestens ein Prinz seine Vermählung feierte. Der Wirth, in weißer Schürze und hemdärmelig, läufte das Schöpfen und beglückwünschte das Hochzeitspaar. Der Zug begab sich in den Tanzsaal, der im ersten Stock des Wirthshauses war. An langen, weiß- gedeckten Tischen ließen sich die Gäste nieder, und nun wurde aufgetragen, daß sich die Tische bogten. Die Musikanten kletterten auf das Gerüst, das, roh zusammengeschimmert, sich im Hintergrunde des Saales befand; die Blech- instrumente wurden bei Seite gelegt und aus einem verschlossenen, eint grün gefärbten Leinwandstück jeder der Tonkünstler ein für die Ohren minder gefährliches Instrument hervor, Bombardon, C-Trompete und ähnliche Polierinstrumente: es kamen eine Geige, eine Viola, eine Klarinette und „das kleine Bäßel“, wie Krügegeige oder Violoncello gewöhnlich genannt wurde, zum Vorschein.

Die Gäste saßen in langen Reihen an den Tischen, oben der Herr Pfarrer und der Herr Lehrer, in der Mitte Braut und Bräutigam, rechts und links von diesen die „Freundschaft“ (so wird in allergebräuchter Weise in Franken die Verwandtschaft genannt) der Braut und des Bräutigams. Nun kamen der Wirth und die Wirthin mit mächtigen Schüsseln voll Reisbrei; der alte Bafel stieß einen Köffel hinein; nach altem Brauch mußte das, was andere Leute Suppe nennen, so dick sein, daß ein Schöpfel aufrecht in der Schüssel stehen blieb. Dabei sollte der Reisbrei eine röhlich - gelbe Farbe haben, zum Zeichen daß er mit Saffran und Muskatnuz wohl gewürzt sei.

Auf den Tischen standen mehrere Blumenkränze in Biergläsern; der Heim des Bräutigams stellte die beiden ihm zunächststehenden mit den Worten an den Tisch: „Dös dumme Zeug sche-

niet ein' bloß beim Essen!“ Der Bräu- tigung hatte einen mörderischen Hun- ger; zur Entschuldigunng sagte er im- mer, er habe einen langen Magen. Michel war allerdings über die Mit- telgröße weit hinaus. Die Braut sah ihren Herzallerliebsten öfters von der Seite an; sie warf immer nur einen kurzen, aber glückverlühnenden Blick auf den Mann mit dem kurzen, schwar- zen, borstigenhaar, dem braunen, glän- zenden Augen, dem rechts und links hinausstehenden Schnauzbart. Michel arbeitete an der Tafel im Schweiße seines tothglühenden Angesichts; nach dem Drei galt es, dem „Kreuzfleisch“ Ehre anzuhun. Eine bereits im Alter etwas vorgegrüete Kuh hatte zur Ver- sierung des „Kreuzfleisch“ ihr Leben lassen müssen; Weerretlich mit gerei- neter Semmel in Fleischbrühe gekocht, hatte dieser Speise den olthergebrach- ten Namen gegeben. Als nun der Schweinebraten mit Klößen und ge- setzten dünnen Zwetschgen auf den Tisch kam, da entbligte sich Michel des Hochzeitsrothes, so daß er in Hemd- ärmeln sich Gutes that. Trine ahn- te wenig, weshalb Michel sie öfters un- willig ansah. Ihre bleichen Wangen rötheten sich dann jäher; sie schlug die hellblauen Augen nieder und senkte den Kopf mit den dicken blonden Zöpfen, so daß der Brautkranz, der hinten hin- abhing, zitterte. In das Klappen mit dem Messer und Gabel mischte sich das Ge- plauder der Gäste; die Musik spielte wader drauf los, und der Wirth schlug öfter, als nothwendig war, mit dem hölzernen Hammer auf das Bierfaß, wie wenn frisch angezapft würde. Als das Essen zu Ende war, gab es auch Wein und Liqueur, später Kaffee und Kuchen. Pfarrer und Lehrer entfer- nen sich bald, ein Augenblick, der des- halb von vielen sehr schätzbar erachtet worden war, weil es jetzt erst „friedel“ würde. Es begann nämlich nach dem Ver- schwinden der beiden Respektspersonen der Tanz. Der erste Walzer gehörte dem Brautpaar. Trine tanzte leicht und zierlich, während Michel ausstieß, als ob er Holz säge. Während des Tanzens wurde auch gesungen. Auf die alten Tanzweisen, an denen sich schon Eltern und Großeltern ergötzt hatten, gab es Reime, die oft geradezu kindisch waren, aber doch, weil sie sich dem Takt der Musik anpassen, immer wieder zum Vorschein kamen. Eben wurde in wirbelnder Umkreisung ein Dreher getanzt und dabei gesungen:

„Reiß mer net mein buntesblaue Frack- net so, Senn so schene gelbe Kneppla dro!“

Der alte Bafel puffte indeß den Rauch einer guten Cigarette in die Luft und war selbstergnügt dabei. Michel führte seine Götter aus ihren Platz zurück und begab sich zum Schwieger- vater.

„Bafel“, redete er ihn an, „wenn machen wir's Geschäft ab?“

„Preßiert nicht!“

„Dir freilich nicht.“

„Zu wohl?“

„Jahwohl, ich möcht' wissen, wie ich halt.“

„Das weißt schon so; ich kann das Geld doch nicht in der Hofentasche mit herumtragen.“

„Dann sperr dich nicht länger und geh mit in die Kammer dort, daß wir's schriftlich machen. Es gehört zur Ordnung.“

„Wußt es denn heute sein?“

„Ja es muß sein; sonst freut mich die ganze Hochzeit nicht!“

„So komm in drei Teufelsnamen!“

Der Holzhändler warf die Cigarette zu Boden und zerrt sie; dann ging er mit seinem Schwiegervater in ein Nebenzimmer.

Die Hochzeitsgäste schauten den beiden neugierig nach; denn sie ahnten, daß jetzt Wichtiges vorgehe. Die „Freundschaft“ schied sich bald in zwei Gruppen: die beiderseitigen Ver- wandten.

Michel hatte keine Eltern mehr; er bewirthschafte den Krugbauernhof mit zwei weiblichen Diensthöten, der großen und der kleinen Magd, und einem Knecht. Der junge Bauer hatte sich im Junggefallen ganz wohl gefühlt, und er wäre sicher noch heute unbedrückt geblieben, wenn nicht zwei Waterschwes- tern, unterstützt vom Bruder seiner Mutter, alles aufgeben hätten, ihm die reiche Wastelserie begehrenswürth zu machen. Diese führte mit Tante Rite, der Mutter Schwester, ihres Waters Haushalt — die Mutter selbst war schon länger todt; Rite war von der anderen Seite die Mittelsperson gewesen. Der alte Bafel war besonders aus dem Grunde mit der Heirat ganz ein- verstanden, weil er selbst Rite noch zu ehelichen dachte. Von beiden Seiten war erst über alles gründlich verhandelt worden, ehe man verfuhrte, Michel ins Ehejoch spannen zu wollen. Dieser Schlug dabei anfangs aus wie ein junges Pferd, bis er durch die Zaubers- formel: „fünfhundert Karolin“ ge- bannet wurde. Trine war ihm früher gleichgültig, während das Mädchen an dem Dreißigjährigen, der ebenso hübsch ausah, als er stark und verwegen war, schon länger Gefallen gefunden hatte. Indes die „Freundschaft“ nun in leb- haftem Gespräch begriffen war, sah die Braut einmahl und verlassen auf einem Stuhl, der neben der Kammer stand. Blöthlich schrat sie auf, die Stim- men nebenan wurden lauter; jetzt hörte sie ganz deutlich, wie Michel sagte: „du Lügensad!“ Auch den anderen war der Vorfall nicht entgangen; sie näherten sich der Thür und lauschten. Drinnen ging es laut zu; plötzlich öffnete sich die Thüre; der alte Bafel stürzte her-

aus, ihm nach der Bräutigam; dieser packte seinen Oheim an und rief: „Du, hat der schlechte Mensch dort nicht fünf- hundert Karolin gesagt?“

„Fünfhundert Karolin, keinen Pfennig weniger! Aber reg dich jetzt nur nicht auf!“

„Was, nicht aufregen soll man sich, wenn die Bande einem so mißspielt, dabei wies er auf die Verwandten der Braut.“

„Wie, Bafel!“ schrie es jetzt zurück. „Nimm dich in acht, Michel, daß die Bande nicht über dich kommt wie ein Donnerwetter!“

„Hundertmal sag' ich's euch, eine Ge- sellschaft seid ihr, pfui Teufel!“ Dabei spudte er heftig aus.

Der alte Bafel hatte sich wieder ge- sacht, trat auf seinen Schwiegervater zu und rief: „Du bist gar der Schönte! Handelschaft muß sein, und ich hatt' dir die fünfzehnhundert Karolin noch ge- geben, aber jetzt erst recht nicht! Keinen Pfennig kriegst mehr als vierhundert Karolin; jetzt weißt's, du, du —“

„Dann soll euch Haberlumpen mit- einander der Teufel holen, oder ich hau' euch kurz und klein zusammen!“

„Haberlumpen“, tönte es zurück, „selber der größte im ganzen Bezirks- amt! Meinst, vor deinem Schnauz- bart fürchten wir uns? Geh her, wennst Kurafsch hast!“

„Krafsch!“ hatte der Auser im Streit eine Ohrfeige weg, daß er um und um taumelte, während Michel glaubte, sein Arm sei ihm von der Wucht des Schlags aus dem Gelenk gerissen.

Nun stürzte sich die thätlich ange- griffene Partei auf den Bräutigam los, der von dem Anprall zu Boden fiel. Dabei schrien die Männer, frechteten die Weiber; nur Trine sah wie besinnungslos auf einer Stufe der Treppe, die zum Musikgerüst hinauf- führte. Die Verwandten Michels stürz- ten sich nun wieder auf die Angreifer; jener wand sich aber glücklich aus dem Knäuel heraus und hieb auf die an- deren ein. Der alte Bafel und sein Anhang schloß sich nun hinter die ge- bedekten Tische. Wieder trat Michel vor die Feinde hin, um die Segner mit allerlei Väterreden zu reizen.

„Euch kennt man, ihr —“ Aber er kam nicht weiter; ein junger Bursch aus der Gegenpartei nahm einen Gugel- hump und warf diesen so geschickt Michel auf den Mund, daß alles in lautes Gelächter ausbrach. Dadurch ward dieser in die höchste Wuth verlegt; er sprang auf den Tisch, zertrat dabei zwei Teller und eine Schüssel und stürzte sich auf den Angreifer; dieser hatte sich rechtzeitig mit einer Kanne Milch bewaffnet und leerte sie über Michels Kopf aus, so daß der Bräu- tigung von der herabstürzenden Flüssig- keit gelendet war. Da er sich wie ein Rache-Engel, der das feurige Schwert in der Hand hat, der Wirth und präsentirte das übliche Besänfti- gungsmittel bei Kaufleuten: eine hand- feste Peitsche. Das betradeteten beide Parteien für eine Beleidigung; zehnten sich einmüthig gegen den Wirth, rissen ihm die Peitsche aus der Hand und warfen ihn sammt dieser die Treppe hinab. Dann begann wieder der Kampf der beiderseitigen „Freund- schaft“. Michel hatte indeß den rich- tigen Feindzweck erbedet; er drängte die Segner der Treppe zu und was nicht von selbst floh, wurde wie der Wirth in die Tiefe befördert. Auf diese Weise wurden Bafel und sein Anhang in die Flucht geschlagen, und die Krugischen behaupteten das Feld. Da aber Michel einmal in Thätigkeit war, so jagte, beziehungsweise warf er auch seine Verwandten den anderen nach, da er ihnen, als den Heirathsvermitt- lern, einen Theil der Schuld an den Ereignissen aufbürdete.

Trine sah immer noch auf der Treppe zum Musikgerüst und hiel- das Gesicht mit den Händen verhüllt; dabei rannen ihr unaufhörlich die Thränen herab. Gestern noch hatte sie so glücklich auf dem „Kammerwa- gen“ gethronet — und heute! Ihre Kam- merwagen war ihr Stolz gewesen; er konnte in der That als Schaustück gel- ten; er war ja für Bafel ein Mittel, pruntden seinen Reichthum zu zeig-

Ein ganz neuer Weiterwagen, mit einem Paar prächtiger Ochsen bespannt, führte den Hausrath der Braut in das Haus des Bräutigams. Da waren Tische und Stühle, Schränke und bun- temalte Läden, Bettstätten, Küchen- geräthe, Weiszeug, Kleider und Bet- ten und obendrauf: eine Wiege. Die Braut selbst saß vor der Wiege und blidte öfters auf ihre hinten am Wagen angebundene Lieblingsasth, die sich nur unter Klagen dem Gebrüll von ihrem Stalle trennte. Den Kammerwagen geleitete der jüngste Knecht des Braut- vaters; „Hanni“, so hieß der Bursche, ging mit seiner neuen Peitsche, die an der Spitze mit Rosaband geziert war, selbstbewußt neben dem Gefährte her. Wenn dieses an einem Haus vorbeis- tam, dann rannten die Leute auf die Straße und schrien: „Schaut die Bafelstrine! Gott, der schöne Kam- merwagen! Und wie die Trine droben sitzt, wie eine Prinzessin!“

Und jetzt! Die ganze Herrlichkeit schien ihr vernichtet, ihr Glück zu Ende. Ihr Taschentuch war noch wie Vor- mittags in der Kirche; aber es waren diesmal bittere, salzige Thränen, die unter herzerglühendem Schluchzen den Augen entquollen.

Michel hatte eben den letzten der Hochzeitsgäste die Treppe hinunterbe- forbert; nun stand er da wie ein Löwe, der sich seines Sieges freut. Sein Blick fiel auf die Musikanten; der älteste von diesen flüsterte, sich in die Ecke drückend, zu seinen Kunstgenos-

sen: „Paßt auf, jetzt kommen wir dran- beim Rauschmeien!“ Aber Michel rief ihnen ganz freundlich zu: „So, kommt' runter zu mir; wir wollen's jetzt feiern, daß ich von der Heirathe- rei davonkommen bin! Morgen früh gleich geh' ich auf's Amtsgerieth und trag' auf Scheidung an; dann bin ich wieder der alte, frei und ledig wie der Fink auf'm Dach! Zuchhe!“

Nun gewahrte er erst die Trine; er zudte zusammen. Diese aber stand auf und sagte: „Michel, wenn ich dir so zuwider bin, dann kann ich gehen. Und wennst meinst, daß es dein Glück ist, wenn wir wieder geschieden werden, ich — ich — will dir dabei nicht im Weg stehen. Ade!“ Dabei reichte sie ihm die Hand hin, die Michel, völlig verneinert, kaum berührte. Trine ging schwankenden Schrittes mit verhülltem Gesicht der Treppe zu; sie mußte sich am Geländer anhalten, um nicht hin- unterzukürzen. Michel folgte ihr mit den Augen; wie er, der Kraft- und Tropholle, sie so schwach und elend sah, da war es ihm, als würde aus seiner Brust etwas mit eisernen Zan- gen herausgerissen, und dann, als ob feurige Funken aus dem Herzen in's Hirn sprängen. Er rief: „Trina!“

Da menebte sie sich und blidte ihm mit ihren hellblauen Augen so bitterd, so flehend und dann wieder so dank- bar an, daß seine Herzhartigkeit schmolz wie der Schnee an einem son- nigen warmen Märztag.

„Trine, ich weiß nicht, mir kommt's vor, als wärst du nicht so wie die andere! Denen war's immer nur um ein gut's Geschäft zu thun!“

„Michel, ich hab' gar nichts von allem gewußt; aber ich war dir schon immer gut, und da hab' ich halt ge- meint, ich müßt' ja sagen, wie sie mich gefragt haben, ob ich dich heirathen möcht!“

„Trine, ist das auch wahr?“

„So gewiß ich dasteh! Ich hab' mir's so schön gedacht, wenn ich dro- ben auf deinem Bauerhof bin und kann dir Lieb's und Gut's thun, weil du ja doch allein bist und keine gute Seel' um dich hast.“

„Und jetzt, Trine, möchtest du noch mit mir hinwegzieh'n auf den Krug- bauernhof? Trine, sag ja, jetzt erst weiß ich, was ich an dir hab'! Geh' sei mir wieder gut!“ Er ergriff ihre Hände und wollte das Mädchen an sich ziehen. Trine leistete aber Wider- stand und sagte: „Michel, böß bist ich dir nicht, und ich hab' dich jetzt noch so gern wie zuvor. Aber die rechte Freud' fehlt mir halt; mir ist, als müßt' ich so lange in schwarzen Klei- dern gehn, bis du mit meinem Vater wieder ausgehöht bist.“

Da rief der Michel dem ältesten Musikanten zu: „Görz, lauf zum alten Bafel, so geschwind du kannst; sag ihm, mir ist alles recht, wie er's macht! Die Trine ist mein Schatz, und der ist mir nicht um die hundert Karolin, nicht um alles in der Welt feil.“

Der Görz hatte nicht weit zu lau- sen; denn die Hochzeitsgäste hatten sich, gemeinsames Leid tragend, wieder mit- einander ausgehönt, saßen im un- teren Wirthszimmer und aßen und tran- ten, was vom Hochzeitsmahl noch übrig war.

Als Görz seine Botschaft ausgerich- tet hatte, sprangen die Zeichenden auf und liefen zum Tanzboden hinauf. Trine lehnte am Michel, der sie zärt- lich umschlungen hielt; beide erötheten, wie der alte Bafel auf seinen Schwiegervater zuschritt, ihm die Hand bot und sagte: „Michel, du bist ein Talffester; das hab' ich heut gefehnt; dir kann's nicht fehlen! Und wegen denen hundert Karolin, da verneinen wir uns nicht, das Ganze war doch nur ein Späß. Worten trag' ich dir das Geld in den Krugbauern- hof.“

„Vater, Vater!“ rief Trine und fiel diesem laut schluchzend um den Hals, „die Red' verzeih' ich dir im Leben und Sterben nicht!“

Im Hintergrunde brumnte es: „Wir haben's ihm drunten schon gesagt, daß es keine Art war, bei dir handeln zu wollen! Du läßt dich ja doch nicht unterliegen.“

„Musikanten“, rief jetzt Michel, „auf- gespielt! Wir ziehen jetzt, ihr voraus, auf den Krugbauernhof, und dort wird die „Freundschaft“ inne werden, daß der Krugsmichel einer ist, mit dem man Staat machen kann. Und du, Trine, brauchst nimmer zu zehren; durch die Streiterei hab' ich erst gefehnt, was ich an dir hab'! Und jetzt dant' ich meiner alten und neuen „Freundschaft“ recht schön, daß sie mich alten Hagestall besetzt hat. Vorwärts, Musik, einen flotten Marsch!“

Trine schmiegte sich fest an ihren Michel; aber ihre Thränen flossen im- mer noch — zum drittenmal an ihrem Hochzeitstage.

Der Damm von Mitrovac.

Eine Geschichte aus Slavonien von M. Roda = Roda.

Auf Herrn v. Mirics' breitem, gut- mützigem Gesicht lag ein gar zustre- bender Ausdruck, als er durch den tiefen Roth in seines Freundes und Nach- burs, des Herrn v. Simics, Hof ein- fuhr. Hinter ihm drein trante ein zweiter, mit Koffern und Kisten hoch- gepackter Wagen, daran mit langer Leime ein gesatteltes Reitpferd gebun- den war. Herr v. Mirics hatte eine Jagdtasche umgehängt, und drei Ge- wehre hielt sein Kutscher über den Knien.

Vor dem laanen, arauen Herren-

haus hielt er an und sprang vom Ausfchod hinunter. „Du kannst abladen!“ sagte er dem Kutscher der Lastfuhr und ging eilig hinein, geraden Wegs zum Haus- herrn.

„Grüß Dich Gott, Alter!“ rief der Eintretende lustig und umarmte seinen Freund.

„Servus! G'scheid, daß Du kommst! Der Pope und der Ratselnit (Bürger- meister) haben sich zu einem Spielchen angefaßt. Wenn es Dir beliebt?“

„Frage Simics, sich löswindend.“

„Ja, ja, zur Revanche für's vorige Mal. Heut' darfst mich rupfen, ich habe ein großartiges Geschäft gemacht. Ich werde Dir's erzählen.“ lachte Mirics vergnügt und sprang von einem Fuß auf den andern.

„Na, schick' los!“

„Ich habe den Mirachof verkauft!“

„Genial! Nicht?“

„Ja, warum hast Du mir früher nichts davon gesagt, daß Du in Unter- handlung seiest?“

„Weil Du dem Mann aus Pest sonst Deine Puksta angehängt hättest!“

„Wem eigentlich?“

„Na, dem — dem Doktor Riß aus Pest! Er ist Abvolet, den! Dir nur, Abvolet, und lauft sich Mitrovac!“

„So erzähle doch endlich: wie so, warum, wozu?“ rief Simics ungeduldig.

„Erz' ich' ich mich, dann bring' mir einen Sibovica (Pflaumenbrannt- wein), und dann erzähle ich Dir alles!“

„Also“, begann der geniale Verkäuf- fer, „vor einigen Wochen las ich in einem ungarischen Blatte, in den „Gaz- dasagi lapot“, eine Annonce: Ein „A. J. 3. 777“ suchte ein kleineres, einträg- liches Gut mit Wald, gut instruirt, mit angenehmem Sommer und Winter bewohnbarem, geräumigem Kastell im Preise von 150,000 bis 180,000 Gul- den zu kaufen. — Halt, dent' ich mir, diese Beschreibung paßt ja auf mein Mitrovac wie dem Fuchs sein Pelz!“

„Babaha!“ lachte Simics. „Einträg- lich! Und Mitrovac!“

„D, bitte, es trägt 5000 Gulden jährlich!“

„So, so! Also darum bist Du mir schon seit einunddreißig Jahren sechzehn Gulden schuldig!“

„Na ja! Daß ja nie einen Kreuzer hatte, ist wohl meine eigene Schuld, auf dem Papier stehen 5000 Gulden Reins- ertrag. Wald? — Davon ist genug da!“

„Die Schweine forken ihn das ganze Jahr über durch!“

„Instruirt? — hm! — Das wußte ich nicht, was das heißen sollte. Weißt Du's vielleicht, Bruder?“

Herr v. Simics schüttelte verneinend den Kopf.

„Und mein Kastell? — Da ist nichts zu reden. Erste ns: geräumig ist's.“

„Und wird immer geräumiger,“ warf Simics ein, „denn die Wände gehen auseinander.“

Der Gast ließ sich nicht beirren. „Zweitens: man kann Winter und Sommer drin wohnen!“

„Das ist wahr,“ unterbrach ihn bos- haft Simics, „im Sommer regnet es in einem allerding's mandmal auf den Kopf, und im Winter pfeift's durch, aber wohnen kann man drin.“

„Was spricht Du immer dazwi- schen! Sind wir denn im Reichsrath?“ fragte Mirics zornig.

„Nichts für unqu, Mirics, erzähl' weiter!“

Der Andere war rasch befänktiat. „Siehst Du, Brüdchen, das hat der Doktor Riß, das ist der „A. J. 3. 777“ aus den „Gazdasagi lapot“, auch eingesehen und Mitrovac gekauft.“

„Ich verstehe Dich nicht,“ erwiderte Simics, „wo bleibt das geniale Ge- schäft, wo wirst Du jetzt wohnen?“

„Richtig, richtig, das habe ich Dir noch gar nicht gesagt: Wohnen werd' ich, Du erlaubst doch, einzuweilen bei Dir. Ich habe mir schon alles herge- bracht. Ein paar Kisten voll, die Ge- wehre und den Mirto, das Andere habe ich ihm dort gelassen.“

„Dann ist es freilich genial!“ sagte Simics, zwar freundlich lachend, aber etwas gebedt. Doch einem Mann, der baare 180,000 Gulden bei sich trägt, verneinert man die Gastfreundschaft nicht. Wie viel kann der imjäreel (Ha- gardspiel) verlieren!

So blieb Herr v. Mirics auf Puksta Babinci zu Gast. Er beschäufigte sich auf höchst räthselhafte Weise mit dem, was er „Beobachtung des Kriegsschau- places“ nannte. Täglich ließ er sich seinen Mirto fatten und umkreise sein ehemaliges Gehöft. Seiner scharfen Luhsaugen entging keine Bewegung des Feindes. Des Abends berichtete er, manchmal waren ihm Beobachter von Mitrovac wissen konnte.

„Ich verstehe Dich nicht, Bruder, ich weiß nicht, was Du willst, aber das hast Du nicht gesehen. Du hast dort ein Spig!“

„Was fällt Dir ein, Simics, nur so eine oder die andere treue Seele, mit der ich hier und da rede?“

Herr v. Mirics lachte von Tag zu Tag mehr und zählte die erfreulichsten Dinge an den Fingern her.

„Na, das ist ein Mann, der Riß! Heut' ist eine neue Saemaschine gelom- men und gestern eisene Eggen.“

Ein anderes mal wieder: „Kinael- wagen, neue Pflüge,“ und er kaufte eine kleine Dreschgarntur. Borgt sie sich nicht von Dir aus, im Oktober, daß er in die kurzen Tage hineincommt mit dem Drusch.“

Der Wadere spudte aus vor Ver-

achtung vor seiner eigenen Wirth- schaftsmethode von ehemals.

„Aber weicht Du,“ sagte er fort, „auf Gines kommt er nicht, nein, nein, da- rauf kommt Niemand als der hoch- mothgeborene Herr v. Mirics selber!“

Eines Abends fehrte er, er war nun etwa dreiwedertel Jahre bei Simics zu Gast, freudestrahelnd zurück von seiner Beobachtung.

„Ich hab' ihn, ich hab' ihn! Er hat fünfundsiebzig Wagonn Weizen ver- kauft, jetzt im Mai. Wo sollen die wach- sen? Weißt du? Auf den Tafeln Num- mer 4, 5 und 7, die beim leiftesten Regen unter Wasser stehen!“

Dann schlug er sich auf den Mund. „Saa's Niemandem, Simics!“

„Aber der Abvolet hat Abzugsta- näle gemacht!“

Der Andere lachte nur. Da kam der Sommer und brachte dem brauen Mirics unverhoffte Hilfe. Die Getreidepreise stiegen, dazu reg- nete es häufig.

Der arme Doktor Riß hätte richtig auf den Tafeln Nummer 4, 5 und 7 eher Hechte fangen als Weizen ernten können, und die schöne Dreschgarntur flopperte leer in den Tag hinein. Diese Ernie konnte man auch in den kürze- sten Herbsttagen ausdreschen.

Die Differenzen allein hätten ihn aufgefressen, nur hatte er auch nichts zu betern. Doktor Riß war aber ein entschlossener Mensch.

Eines Tages erblickte Mirics in den „Gazdasagi lapot“, er hielt das ver- häßte ungarische Blättchen, seit er Mi- rovac veran hat“, eine Annonce.

„Ein entzaubertes Gut, vorzüglich instruirt, mit angenehmem Sommer und Winter bewohnbarem, geräumigem Kastell im Preise von 150,000 bis 180,000 Gul- den zu kaufen. — Halt, dent' ich mir, diese Beschreibung paßt ja auf mein Mitrovac wie dem Fuchs sein Pelz!“

„Babaha!“ lachte Simics. „Einträg- lich! Und Mitrovac!“

„D, bitte, es trägt 5000 Gulden jährlich!“

„So, so! Also darum bist Du mir schon seit einunddreißig Jahren sechzehn Gulden schuldig!“

„Na ja! Daß ja nie einen Kreuzer hatte, ist wohl meine eigene Schuld, auf dem Papier stehen 5000 Gulden Reins- ertrag. Wald? — Davon ist genug da!“

„Die Schweine forken ihn das ganze Jahr über durch!“

„Instruirt? — hm! — Das wußte ich nicht, was das heißen sollte. Weißt Du's vielleicht, Bruder?“

Herr v. Simics schüttelte verneinend den Kopf.

„Und mein Kastell? — Da ist nichts zu reden. Erste ns: geräumig ist's.“

„Und wird immer geräumiger,“ warf Simics ein, „denn die Wände gehen auseinander.“

Der Gast ließ sich nicht beirren. „Zweitens: man kann Winter und Sommer drin wohnen!“

„Das ist wahr,“ unterbrach ihn bos- haft Simics, „im Sommer regnet es in einem allerding's mandmal auf den Kopf, und im Winter pfeift's durch, aber wohnen kann man drin.“

„Was spricht Du immer dazwi- schen! Sind wir denn im Reichsrath?“ fragte Mirics zornig.

„Nichts für unqu, Mirics, erzähl' weiter!“

Der Andere war rasch befänktiat. „Siehst Du, Brüdchen, das hat der Doktor Riß, das ist der „A. J. 3. 777“ aus den „Gazdasagi lapot“, auch eingesehen und Mitrovac gekauft.“

„Ich verstehe Dich nicht,“ erwiderte Simics, „wo bleibt das geniale Ge- schäft, wo wirst Du jetzt wohnen?“

„Richtig, richtig, das habe ich Dir noch gar nicht gesagt: Wohnen werd' ich, Du erlaubst doch, einzuweilen bei Dir. Ich habe mir schon alles herge- bracht. Ein paar Kisten voll, die Ge- wehre und den Mirto, das Andere habe ich ihm dort gelassen.“

„Dann ist es freilich genial!“ sagte Simics, zwar freundlich lachend, aber etwas gebedt. Doch einem Mann, der baare 180,000 Gulden bei sich trägt, verneinert man die Gastfreundschaft nicht. Wie viel kann der imjäreel (Ha- gardspiel) verlieren!

So blieb Herr v. Mirics auf Puksta Babinci zu Gast. Er beschäufigte sich auf höchst räthselhafte Weise mit dem, was er „Beobachtung des Kriegsschau- places“ nannte. Täglich ließ er sich seinen Mirto fatten und umkreise sein ehemaliges Gehöft. Seiner scharfen Luhsaugen entging keine Bewegung des Feindes. Des Abends berichtete er, manchmal waren ihm Beobachter von Mitrovac wissen konnte.

„Ich verstehe Dich nicht, Bruder, ich weiß nicht, was Du willst, aber das hast Du nicht gesehen. Du hast dort ein Spig!“

„Was fällt Dir ein, Simics, nur so eine oder die andere treue Seele, mit der ich hier und da rede?“

\* Eine Nebenmünze, die in Franken, namentlich beim Weinhandel angewendet wird; sie gilt 11 Pf. oder 4 Schilling.